



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Festenberg, Adam von: Auf dem Stilfser Joch : erstes Kapitel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Auf dem Stilfser Joch.

Von Adam von Festsberg.

Erstes Kapitel.



Harald Stolberg hatte, nachdem seinem Freunde Hertel und dessen edler Gattin in Brüssel das Grabdenkmal gesetzt worden war, seinen Heimweg angetreten und war nach Berlin zurückgekehrt. Die Erlebnisse der letzten zwei Jahre, das jäh geendete Schicksal Ostwalds, das grausame Geschick, von welchem schuldlos die edle Francesca betroffen worden war — das alles hatte aus dem fröhlichen und harmlosen Idealisten einen ernsten Mann, aus dem lachenden Philosophen einen grübelnden Pessimisten gemacht. Für seinen innern Menschen waren die Wanderjahre zugleich die Lehrjahre gewesen. Was hatten doch die Freunde gerade von der Entwicklung seines humoristischen Talents gehofft, als ihm die Akademie die Medaille und aus der Beerschen Stiftung die Unterstützung zu einem Jahresaufenthalt in Italien zuerkannt hatte: wie würde sich dann die Heiterkeit seines Gemüths unter dem lachenden Himmel im Lande der Schönheit zu voller Reife entfalten; ja man hatte gefürchtet, daß Lust und Frohsinn sich in kecken Übermut umwandeln und dieser in den vulkanischen Ausbrüchen einer kräftigen Künstlerlaune das Maß verlieren würde, an dessen Grenzen, wie wohlwollende Gönner meinten, Haralds Phantasie bereits angelangt war.

Heute saß Harald an dem Fenster vor sich hinbrütend in seinem Atelier, das er sich vor einigen Tagen in der Corneliusstraße gemietet hatte und dessen Einrichtung mit einer dazu passenden Wohnung in Hast und Eile hergestellt war.

Damals war die Corneliusstraße noch nicht mit den reichen Bauten besetzt, welche zurückgezogene Börsengrößen, ihre reichen Schwiegerväter beerbende Geheimräte und die Kunst als blühendes Geschäft betreibende Porträtmaler in den letzten Jahren errichtet hatten. Damals lagen noch weite Gartenflächen zwischen und gegenüber den einzelnen Häusern, und in diesen hatten sich zum Teil Rentiers ein stilles Buen retiro, zum Teil Spekulant einen Wechsel auf die Zukunft

Berlins geschaffen. Zu der letztern Gattung gehörte auch Haralds Hauswirt, und da die Treppen noch nicht mit Smyrnaer Teppichen belegt waren, die Fenster nicht durch Glasgemälde das Licht verdunkelten und Wandmalereien noch nicht in den Treppenträumen die phantasiereiche Ahnengeschichte des Eigentümers den staunenden Besuchern verkündeten, war es unserm Freunde gelungen, gegen einen mäßigen Mietzins sich ein Obdach und eine Werkstatt zu erschwingen.

Es war schon mit dem Anfang Oktober ein frühzeitiger Herbst eingetreten; stürmische Nächte hatten die von der Sonnenglut gelb und starr gewordenen Blätter von den Bäumen geschüttelt; diese waren fast gänzlich kahl geworden und hatten nur noch an dem einen oder andern Zweige ein paar Blätter aufzuweisen, die als das letzte Merkmal des Sommers mit äußerster Anstrengung dem Schütteln des Sturmes Widerstand zu leisten verstanden hatten. Der Himmel war grau und schwer; es war kalt, kurz, gerade an einem jener Tage, an dem es nicht mehr Sommer ist, die Sonne gänzlich Abschied genommen zu haben schien. Und doch war noch nicht der Winter mit seinem behaglichen Aufenthalt im Hause eingelehrt. Die Straße war ruhig, nur ab und zu huschte ein Dienstmädchen über den Damm, um eine Besorgung zu machen und bei dieser Gelegenheit ein Viertelstündchen ihr häusliches Einerlei im Geplauder mit den Portierleuten des Nachbarhauses einer Kritik zu unterziehen.

Harald saß am Fenster und starrte in das Leere hinaus; er dachte an das, was die letzten Zeiten ihm gebracht hatten und was die nächste Zukunft ihm bringen sollte.

Fürwahr, er hatte bei seinem Fortgange von Berlin keinen Grund zur Traurigkeit gehabt, sondern hatte mit Fröhlichkeit und verheißenden Hoffnungen den Wanderstab ergriffen. Seine Jugend war keine besonders glückliche gewesen, aber die Harmlosigkeit seines Gemüthes und seine natürliche Anlage zum Humor hatten ihn die engen Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war, nicht fühlen lassen. Er war vierzehn Jahre alt gewesen, als ihm sein Vater, ein Kommunalbeamter mit mäßigem Einkommen in einem kleinen Städtchen an der schlesisch-polnischen Grenze, gestorben war. Das geringe Einkommen, mit dem nur sparsam die Wirtschaft hatte geführt werden können, der Gang zum Wohlleben, den der Vater nur durch die energische Dämpfung der Mutter hatte unterdrücken müssen, hatten nicht selten den häuslichen Frieden gestört, und nur das kluge Einlenken der Mutter hatte das Hauswesen soweit aufrecht erhalten, daß dem kindlichen Sinn des Sohnes der innere Widerspruch und die tiefe Disharmonie der Gatten entgangen oder doch nicht fühlbar geworden war. Die Mutter, welche noch zwei Jahre vor dem Tode des Vaters demselben hintereinander einen Sohn und eine Tochter geschenkt hatte, wäre der kleinen Pension gegenüber in der Lage gewesen, nur notdürftig ihre Kinder und sich zu erhalten. Aber sie hatte damals noch durch die Erbschaft eines weitläufigen Verwandten in Dänemark, der schriftlich die Patenstelle bei Harald angenommen hatte, ein kleines Kapital besessen, das sie

den Gelüsten des verstorbenen Mannes gegenüber mit zäher Hartnäckigkeit zu wahren gewußt hatte. Doch auch die Zinsen dieses mäßigen Kapitals hätten nicht ausgereicht, um sich und ihren Kindern eine sorgenfreie Zukunft zu verschaffen; der Zwischenraum, der zwischen dem Alter Haralds und dem der jüngsten Kinder lag, gab der Mutter nur die Möglichkeit zu wählen, ob sie den Ältesten seine eignen Wege schon jetzt gehen lassen und ihre Sorge auf die Erziehung der jüngsten Kinder lenken, oder ob sie auf den Ersten alles verwenden und für die Jüngsten nichts zurückbehalten sollte. Bei diesem Zwiespalt entschloß sie sich nach kurzer Überlegung, dem Stolz ihrer Ehe, ihrem Sohne Harald, eine gute Ausbildung zu geben und auf diese Hoffnung ihr ganzes Kapital einzusetzen. War Harald einmal ein tüchtiger Mann geworden, woran ihr Mutterherz niemals zweifelte, dann wußte sie, daß er ihrem Alter eine Stütze und seinen jungen Geschwistern ein zweiter Vater sein würde. So hatte die Liebe und der Egoismus des Mutterherzens bestimmend auf das Schicksal unsers Freundes eingewirkt, wie ja die menschliche Liebe nie frei von Selbstsucht ist und nur die Gottheit sich das Reservatrecht vorbehalten hat, ihre Liebe selbstlos und nur um der Menschen willen zu spenden.

Schon frühzeitig hatte Harald eine große Begabung für die Malerei gezeigt, war aber damit bei seinem Vater auf einen sehr entschiednen Widerspruch gestoßen. Denn da der Vater selbst fortwährend in Geldnöten gewesen war, und, um aus der drückenden Enge dieser Verhältnisse herauszukommen, nach menschlicher Berechnung nur die eine Hoffnung hatte, dereinst an dem Erwerbe seines Sohnes mitgenießen zu können, so wollte er aus diesem nicht einen „brotlosen vagabondirenden Künstler,“ sondern einen Kaufmann machen, der die Schätze, die ihm selbst versagt waren, zu erwerben verstünde. Der Vater hatte deshalb den Künstlerhang des Sohnes gewaltsam zu unterdrücken gesucht und dieser nur heimlich und in fortwährender Furcht vor Strafe im Versteck zeichnen und malen können. Nach dem Tode des Vaters war die Neigung umso lebhafter in dem Knaben wiederaufgewacht, und die Mutter, die ihm in dieser bisher immer eine Verbündete gewesen war, hatte gern dem Talente des Sohnes freie Bahn schaffen wollen, wenn sie nur hätte sicher sein können, daß ein solches wirklich vorhanden sei und nicht bloß ein leichter Dilettantismus den Schein einer Naturanlage angenommen habe. Um deshalb keinen Mißgriff zu begehen, war sie mit dem Sohne nach Breslau zu dem Direktor der dortigen Kunstschule gereist und hatte diesen um seinen Rat befragt, indem sie ihm die Arbeiten des Knaben vorlegte. Der wackere Mann, der nach alter schlesischer Art ein poetisches Gemüt ererbt hatte, hatte mit seinem lebhaften Entzücken nicht zurück gehalten; er erklärte es für eine Veründigung an der göttlichen Gabe, wenn die Neigung des künstlerisch hoch angelegten Knaben nicht gefördert würde, und fügte mit tiefem Schmerz hinzu, daß unter seiner Leitung und in seiner Schule kein Raum sei, um das gottbegnadete Talent nach Würdigkeit ent-

wickeln zu können. Man hatte es dem braven Manne ansehen können, welcher innern Kampf er zu bestehen hatte, daß er Harald nicht bei sich behielt, um wenigstens mit andern Meistern den Ruhm eines großen Schülers teilen zu können. Auch hatte der Direktor besonders noch den Mangel einer guten Gemäldesammlung in der Provinz geltend gemacht und es für notwendig bezeichnet, daß der Knabe frühzeitig in eine Stadt gebracht würde, in der sich das Auge des jungen Künstlers täglich an den Meisterwerken der Alten üben könnte. Da die Trennung von Mutter und Sohn ohnehin entschieden war, so trat Frau Stolberg in allen Punkten ihrem Berater bei und that auch noch den zweiten Schritt, indem sie den Sohn nach Berlin brachte, wo er in dem Hause des Doktor Pauli, eines Jugendfreundes der Mutter, eine neue Heimat und bei ihm und seiner Frau einen vortrefflichen Ersatz der Eltern fand.

An diese Trennung von der Mutter erinnerte sich jetzt Harald wieder, als an den ersten großen Schmerz, den er in seinem Leben erlitten hatte. So hatte ihn nicht der Tod des Vaters erschüttert, weil er für diesen nicht sowohl Liebe als Scheu und Ehrerbietung gefühlt hatte.

Aber was bedeutete dieser Schmerz gegenüber der letzten großen Trennung, als er im vergangenen Jahre bei seiner Rückkehr aus Italien und der Schweiz an das Sterbelager der Eltern gerufen wurde! Wie hatte sie sich doch um ihn in treuer Sorge während der Schul- und Lehrzeit bemüht! Erst nach ihrem Tode erfuhr er, welche Entbehrungen sie sich auferlegt, wie sie Tag und Nacht für ein Tapissiergeschäft in der Residenz gearbeitet und dadurch frühzeitig ihre Gesundheit untergraben hatte — und das alles, um noch für eine Studienreise des Sohnes nach Paris zu sparen. Ja alles, was für seine geistige und seelische Bildung geschehen konnte, war von der Mutter aus erfolgt, und diese Opferfreudigkeit der Frau, die, ihres krankhaften Zustandes sich bewußt, noch da saß, wo sie gewiß war, daß sie nicht mehr ernten konnte, gab seiner Seele und seinem Schaffen einen neuen Aufschwung. Noch an dem Totenbette der Mutter mußte Harald der Sterbenden versprechen, die Pariser Studienreise zu unternehmen, um in dem Atelier von Carolus Durand die letzte Etappe seiner künstlerischen Ausbildung zu vollenden. In der Zwischenzeit sollten die jüngeren Geschwister noch in dem Städtchen unter der Obhut der Tante Alwine, einer alten entfernten Verwandten der Familie, bleiben. Harald hatte den Wunsch der Sterbenden erfüllt, aber jetzt war auch die Zeit gekommen, in welcher er das zweite Vermächtnis zu erfüllen und die Geschwister zu sich zu nehmen hatte, um ihnen Vater und Mutter zugleich zu sein.

Bei seiner Rückkehr in die Heimat hatte es sich gezeigt, daß das mütterliche Vermögen nahezu erschöpft und jedenfalls auf eine lange Zeit nach dem Tode der Mutter nicht berechnet war. Es war aber noch genügend, um in bescheidenem Maße in Berlin die erste notwendige Einrichtung herzustellen und die Übersiedlung der Geschwister zu bewirken.

Obwohl Harald bisher nie eine Sorge um die materielle Existenz gekannt hatte — und es war dies vielleicht der einzige Fehler in seiner Erziehung gewesen, daß er niemals auf den Eintritt eines solchen Augenblickes vorbereitet worden war —, so hatte er doch bei der Erkenntnis seiner Lage nicht den Mut verloren; er fühlte zu sehr die Kraft eines großen künstlerischen Schaffens in sich, als daß er nicht völlig überzeugt gewesen wäre, er würde schon in den nächsten Wochen allen ihm erteilten Aufträgen gewachsen sein. Allein diese Hoffnungen stellten sich bald als Illusionen heraus; wenn auch seine Skizzen im Kreise seiner Lehrer an der Akademie Lob und Beifall fanden und sein Herz mit Stolz erfüllten, so war doch bei dem Publikum, von dessen Kunstliebe die Künstler auch ihre Bestellungen bezogen, der Name Harald Stolberg noch gänzlich unbekannt.

Bei der Überfülle von Kräften, die heute namentlich auf den geistigen und ästhetischen Erwerbsgebieten vorhanden sind, geht der Mäcen nicht immer nach den Talenten und Leistungen, sondern nach den Namen. Die gemeine Reklame hat auch die geistigen Güter so ergriffen, daß nur die Etiketten, die Zeitungstimmen mehr oder minder sachkundiger und ehrlicher Kritiker das Entscheidende sind. Von einem selbständigen Urteil des Publikums ist in unsrer Zeit keine Rede mehr; denn dieses Urteil wird schon zubereitet und verdaut demselben von den Tagesblättern entgegengebracht. Noch ehe ein Bild ausgestellt, eine Ausstellung eröffnet, ein Buch erschienen, ein Theaterstück aufgeführt ist, weiß der rührige Zeitungsschreiber — und hier entsteht ein wahrer Wettkampf unter den Zeitungen, einander den Rang abzulaufen — den Gegenstand zu ermitteln, den Inhalt zu schildern, sein Lob und seinen Tadel zu verkünden, und das Werk ist gerichtet, bevor es noch geboren ist. Die erste Vorstellung eines Theaterstückes findet keine unbefangenen Zuschauer mehr, und der Besucher der Berliner Kunstausstellung tritt bewaffnet mit dem Feuilleton der Vossischen Zeitung oder des Berliner Tageblattes die Säle und sieht mit Bewunderung, was L. P. oder A. J. J. von den Bildern bemerkt hat — jenen Engländern gleich, welche im Vatikan vor den Raffaelschen Gemälden sitzen und stundenlang dabei ihren Murray lesen, um zu vergleichen, ob sie auch alles auf dem Bilde finden, was der Reiseführer vermerkt hat: „Im Vordergrunde Archimedes, der in den Sand Figuren zeichnet“ — heftige Debatte unter den Familiengliedern; jeder sieht eine andre in dem Gemeinten, bis sich endlich die Meinungen geklärt haben und man weiter gehen kann zu „Diogenes, der auf den Stufen des Tempels sitzt.“ Neue Debatte in infinitum. Nur alle Jahrhunderte einmal erscheint ein Graf von Schack, der die jüngeren Talente eines Feuerbach, Lenbach, Böcklin aufzufinden und zu fördern versteht. Ist aber der Name einmal gemacht, dann ist Dichter und Künstler geborgen. Sie können von ihrem Ruhme nicht nur zehren, sondern Paläste und Villen bauen; denn jede Zeitung und jede Ausstellung bezahlt für einen hingeworfenen Felsen von bekannter Hand schweres Gold und weist ver-

ächtlich die Arbeiten eines Neulings von sich, auch wenn sie von dem größten Werte sind. Sie werden ohne jede Prüfung abgelehnt.

So kam es denn, daß Harald in den ersten Wochen von einem Kunsthändler zum andern mit seinen Skizzen lief, bald diesem bald jenem sogenannten Kunstfreunde vorgestellt wurde, ohne daß er auch nur eine Bestellung erhielt. Er wurde immer damit vertröstet, daß er sich selbst mit einem größeren Bilde bei der nächsten Kunstausstellung beteiligen müsse, und daß, wenn er dort Erfolg hätte, die Bestellungen nicht ausbleiben würden. Auch die Arbeiten, welche der Staat zu vergeben hatte, waren in den festen Händen der bereits anerkannten Kräfte, und so sah sich Harald schon in wenigen Wochen müde und abgeheft einer unsichern Zukunft preisgegeben. Hätte es sich nur um seine eigne Person gehandelt, so würde er es gewagt haben, sich noch ein Jahr mit Kummer und Not durchzuschlagen, um ein Bild zu vollenden, das er schon längst fertig in seinen Gedanken trug und bei dem er des Erfolges sicher sein konnte. Aber er sollte seine Geschwister mit dem Anfange des Herbstes zu sich nehmen, er hatte für einen ganzen Hausstand zu sorgen, und je näher der Termin heranrückte, desto verzweifelter wurde seine Lage und seine Stimmung.

Harald mußte es deshalb als eine Befreiung von seinem Drucke begrüßen, daß es den Bemühungen seines väterlichen Freundes Pauli gelungen war, ihm an verschiedenen Töchterschulen und an einem Gymnasium den Zeichenunterricht zu verschaffen, sodaß wenigstens für das nächste Jahr die größte Sorge um das Leben gebannt werden konnte.

In acht Tagen sollte der Schulunterricht beginnen, mithin auch Tante Alwine, welche die Wirtschaft führen sollte, mit den Geschwistern eintreffen. Alles war jetzt in Wohnung und Atelier hergerichtet und zum Empfange bereit. Aber die Seele unsers Freundes blieb schwer belastet, und der bleierne Himmel, die kahlen Bäume und die eisige Herbstluft waren nicht angethan, seiner Stimmung einen leichtern Lauf zu geben; nach den trüben Erfahrungen seines ersten Eintrittes in die Selbstständigkeit dachte er nicht ohne Kimmernis an das, was das neue Leben ihm bringen sollte. War dies das Ziel seines hohen Fluges, daß er, statt sich ganz seiner Kunst zu widmen, nun in kleinlichem Unterricht bei Anfängern Zeit und Kräfte verwenden mußte? Hatte die Mutter auch wirklich weise gehandelt, daß sie ihn, unbesorgt um die Existenz, so Hohes erstreben ließ? Ist es wirklich ein Vorzug unsrer staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, daß sich auch ein Geringer aus den kleinlichen Verhältnissen des elterlichen Hauses herausreißen, die Fesseln des gemeinen Lebens abstreifen kann, aber nur, um ein zweiter Moses in seinem tragischen Ausgange von dem Gipfel des Berges in das gelobte Land zu schauen, ohne es mit seinen Füßen betreten zu dürfen? Glücklich derjenige, welchem die Erkenntnis des Höhern versagt ist, wer in Blindheit einem Lasttiere gleich den betretenen Weg der Landstraße wandelt und

sein Auge nicht erst zu den Bergen ringsum zu erheben braucht. Denn nur der entbehrt, welcher das Bessere kennt und es nicht erreicht. Und sind nicht diejenigen Völker die weiseren, in denen der Sohn nur in die Kaste des Vaters treten darf? Dem Höhern wird die Erniedrigung, dem Niedrigen die Entbehrung der Erhöhung erspart. Aber freilich, das moderne Staatswohl glaubt noch Anerkennung beanspruchen zu dürfen, wenn das Glück des Individuums dem Heil des Ganzen schonungslos geopfert wird.

Ach, armer Harald! Von solcher Philosophie hattest du vor deiner italienischen Reise nicht geträumt. Das war ein fröhliches, harmloses Leben, keine Sorgen, keine Beschwernisse. Unter der Leitung hervorragender Meister, im heitern Kreise der Freunde, immer angelegt zu idealem Streben, zu froher Lust und dabei immer emsig bei der Arbeit; galt es doch, den Preis zu erringen, der ihn nach dem klassischen Lande der alten und ewig jungen Kunst bringen sollte. Welche Erinnerung an den Tag, da in der Akademie sein Name als Sieger verkündet wurde! In seinem Freudenrausche war er nach beendeter Feier, noch ehe der hohe Senat und das versammelte Publikum sich zurückgezogen hatten, Frau Gunde in die Arme gesunken und hatte die treue Gattin seines väterlichen Freundes Pauli herzlich abgeküßt. Wenig fehlte, und die ernste Versammlung hätte diesem kindlichen Ausbruche überschwänglichen Glückes Beifall geklatscht. Dann war die Reise zur Mutter erfolgt, von welcher er sich vor dem Abgange nach Italien verabschiedete. Endlich die fröhliche Wanderung von München über den Brenner nach Verona; das sollte ein Römerzug sein, wie noch kein Deutscher ihn gemacht hatte! Aber schon in Mailand war der Ernst des Lebens an ihn herangetreten; dort hatte ihn der Brief von Francesca Hertel aus Rimini erreicht welche die Hilfe des noch unbekannten Freundes anflehte, um den pflichtvergeßnen Gatten den Armen der lockenden Sirene zu entreißen. Da war auch er des Mitleidens kundig geworden, und der tiefe Gram der edeln und schönen Frau hatte sein Herz schwerer gerührt, als er es sich gestehen durfte. In seinen Armen war der Freund und dessen Gattin gestorben, und so war auch aus dem fröhlichen Harald gar bald ein ernster Mann geworden, den die Vergangenheit mit trüben Erinnerungen, die Gegenwart mit bittern Enttäuschungen und die Zukunft mit banger Furcht erfüllte.

Unterdes war es Abend geworden. Harald verließ das Fenster und eilte ins Freie hinaus, um sich durch einen Spaziergang aus seinen Trümmereien emporzuraffen. Es sollte eine neue Rubrik im Buche seines Lebens beginnen. Also Mut: Hic nova vita incipit.

(Fortsetzung folgt.)



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.